

Das Belgrader Zen

Vor 10 Jahren endeten die Kriegshandlungen auf dem Balkan mit der Bombardierung Belgrads durch die NATO. Begegnungen mit zwei Frauen und zwei extremen Blicken auf die Gegenwart

Von Insa Wilke

BELGRAD „Clubbing?“ Die Dame im Hof des „Zentrums für kulturelle Dekontamination“ (CZKD) rümpft in der Abenddämmerung die Nase. Endlich. Diese hochgezogenen Augenbrauen, dieses Timbre von nachsichtiger Verachtung hätte ich am Vortag gebrauchen können. In der Juni-Hitze war ich schon einmal im Pavilion Veljković in der Birčaninova 21 gewesen, der sich hinter den kargen sozialistischen Bau der alten DDR- und neuen Deutschen Botschaft duckt. Eine enge Stiege führt dort in den ersten und nach alter Belgrader Bauweise einzigen Stock und in das Büro von Borka Pavićević, die 1994 das CZKD gegründet hat. Diese in der jugoslawischen 68er-Bewegung verwurzelte *grande dame* der serbischen Kulturszene wollte ich nach ihrer Kritik an jungen Künstlerinnen wie Barbara Marković fragen.

Denn die hat drei Dinge getan, die sich nicht gehören: einen österreichischen Suhrkamp-Autor plagiiert, in der Nachkriegszeit über Clubbing geschrieben, statt sich politisch zu engagieren, und dann auch noch Belgrad gen Wien verlassen. Eine Konfrontation sollte es werden zwischen zwei Frauen unterschiedlicher Generationen, zwischen engagierter und scheinbar resignierter Kunst, Dagebliebener und Exilantin. Schlagzeilentauglich. Aber so einfach ist das alles nicht in Belgrad, dieser rauhen, aufregenden Stadt im Winkel zwischen den Flüssen Save und Donau, von deren Bewohnern der Brite Richard Burns nach einem Schriftstellertreffen 1982 schrieb: „Wer sind diese erstaunlichen Menschen, und wie kommt es, daß ich sie früher nicht entdeckte?“

WIEN „In Belgrad kann man nicht bleiben.“ Barbi Marković, groß und schmal, sitzt mir im Wiener Szene-Café Phil gegenüber und beißt von ihrem Toast ab. Sie war elf Jahre alt, als der deutsche Außenminister Hans-Dietrich Genscher die Unabhängigkeit Sloweniens und Kroatiens anerkannte, als der erste von vier Kriegen in Jugoslawien ausbrach und Titos Klammer von „Einheit und Brüderlichkeit“ auf den Schlachtfeldern nationalistischer und internationaler

Interessen zerbarst. Eine Geschichte, die andauert als unüberschaubarer, von außen befeuerter Kampf um Bilder, Narrative und Erinnerungen. Ob sie sich deswegen für den Remix von Thomas Bernhards Erzählung *Gehen* entschieden habe? Weil es eine Verwandtschaft gebe zwischen der Hassliebe zu den Heimatstädten, dem Geburtsjahr zehn Jahre vor Kriegsausbruch und dem Unbehagen in der Nachkriegsgesellschaft?

„Nein, mir war völlig egal, was er gerade erzählt, wichtig war mir nur die Melodie, mit dem Text zu spielen als sei er Musik.“ Schon als Kind habe es sie zu den Avantgardisten gezogen. „Proust, Milos Crnjanski, serbische, kroatische Literatur – das war damals ja egal. Ich war immer begeistert, wenn mich jemand schockiert.“ Auf Bernhard sei sie vor allem während ihrer Au-Pair-Zeit in Frankfurt am Main gekommen, als sie T-Shirts auf 29 Zentimeter falten musste und ihre Gastmutter behauptete, Bernhard sei zu schwierig für sie. Da habe sie in der Einsamkeit ihres Zimmers alles von ihm gelesen, und als sie sich in Belgrad auf ihre Germanistik-Prüfung vorbereiten musste, habe sie nicht nur *Gehen* spaßeshalber übersetzt, sondern gleich einen Remix gemacht: „Es ist ein ständiges zwischen allen Möglichkeiten eines menschlichen Kopfes Denken und zwischen allen Möglichkeiten eines menschlichen Hirns Empfinden und zwischen allen Möglichkeiten eines menschlichen Charakters Hinundhergezogenwerdens. / **Scratch** / Ich beginne: Es ist ein ständiges zwischen allen *Musikstilen* Denken, zwischen allen Möglichkeiten eines menschlichen Hirns *Sichzudröhnen* und zwischen allen Möglichkeiten eines menschlichen Charakters *Sichunterhalten*.“

BELGRAD „Können Sie sich das Paradox eines Landes vorstellen, das Krieg produziert hat und zugleich das Land mit den meisten Flüchtlingen in Europa ist?“ Borka Pavićević thront im schwarzen Gewand hinter einem alten, von Papieren überhäuftem Nussbaum-Schreibtisch, auf dem abwechselnd zwei Telefone klingeln, steckt sich einen Kamm zurück in den schweren Haarknoten und hält meinen Blick fest. „Und unsere Regierung ist nicht clever genug, um sich dazu zu äußern.“ Hinter ihr hängt eine Landkarte: „The Fall of Yugoslavia 1991-1995“. Pavićevićs Stimme lässt mich ahnen, wer verantwortlich dafür ist, dass Serbien zuverlässig die europäische Raucherstatistik anführt: Belgrads Frauen, die man noch seltener als die Männer ohne Zigarette sieht. Nicht nur die Raucherstatistik meint Pavićević, sondern auch die der Beruhigungspillen. „Das Pillen-Essen mag in den USA angefangen haben, aber reden wir über die

Umstände hier.“ Rauchen symbolisiere in Belgrad die Kontinuität einer alten Tradition und könne zugleich als Zeichen von Protest gegen einen der westlichen Werte, das „Nicht-Rauchen“, gelesen werden. Aber auch als Verdrängungsgeste: „Es ist eine Art, die Zeit zu verbrauchen. Sie tun etwas, und in Wirklichkeit warten Sie und tun gar nichts.“

WIEN Rechts und links von uns hacken junge Männer in die Tasten ihrer Laptops. „Wir sind eine verzweifelte Generation.“ Marković schaut auf die Frucade (aus edlen Südfrüchten), die vor mir steht. „Alles was wir jahrelang gesprochen haben, gehasst und geliebt haben, das habe ich ausgespuckt. Ich hatte keinen Adressaten, es war eher ein Schreiben ‚im Namen von‘.“

Karrer und Oehler heißen die zwei Figuren, die Bernhards Erzähler zitiert. Karrer geht nicht mehr mit Oehler spazieren, der weiter über den Zusammenhang von Gehen und Denken philosophiert. Denn Karrer ist verrückt geworden. Marković parodiert: „Weil Bojana am Sonntag mit mir ausgegangen ist, gehst du jetzt, nachdem Bojana am Sonntag nicht mehr mit mir ausgeht, auch am Sonntag mit mir aus, sagt Milica, nachdem Bojana jetzt genug hat und vor der Glotze klebt.“ Ich frage sie nach der Langeweile, die in ihrem Text die Clubber bedroht wie das existentielle Unglück hinter dem Denken bei Bernhard lauert. „So wie alles andere im Land funktionierte auch das Ausgehen nicht richtig. Mit der Clubszene habe ich einen paradigmatischen Teil der Gesellschaft beobachtet. Wir denken, wir leben unser Leben, wenn wir ein bisschen Spaß haben wollen, aber eigentlich leben wir das Leben des Landes.“

Exakt bis zu den Satzzeichen imitieren Marković und ihre Übersetzerin Mascha Dabić die Bernhard-Erzählung. Aber nicht diese Leidenschaft „Sätze in Ordnung zu bringen“ beweist Markovićs Talent, sondern die Entsprechungen, die sie für die Unerträglichkeit der Existenz nach 1945, den kontinuierlichen Kollaps des bernhardschen Kosmos und die Selbstmorde seiner Figuren findet: Nicht geistesscharf, sondern cool wollen Markovićs Figuren sein. Sie denken nicht, sie clubben, um sich über ihre Lage hinwegzutäuschen. Die Geschichtslüge wird zur „Clublüge“, der Nervenzusammenbruch zur „Sättigung“, statt im Selbstmord endet man vor dem Fernseher. Und das Skandalon der Todesstrafe für Fortpflanzung, die Bernhard auf Bitten seines Verlegers in Höchststrafe änderte, ersetzt Marković durch das Coming-Out der schönsten Jungs der Szene. Politisch? Nein, vor dem Begriff der politischen Literatur hüte sie sich, wehrt

Marković sich sofort. „Ich mag es auch nicht, als Clubbing-Expertin bezeichnet zu werden. Es sind meine persönlichen Erfahrungen.“

BELGRAD Vier Dinge fallen auf, wenn man durch die Kneza Mihaila, Belgrads Fußgängerzone, in Richtung Kalemegdan, die alte, imposante Festungsanlage schlendert, von der aus man sieht, wie Donau und Save zusammenströmen: Die Präsenz von Coca Cola, die Zigaretten, die kaugummikauenden mutmaßlichen Raucher und die allgegenwärtigen Eis- und Popcorn-Stände, von denen die Straßen gesäumt sind. Borka Pavićevićs Stuhl knarrt, als sie sich in Rage redet. „In keinem anderen osteuropäischen Land lief der Übergang so ab wie hier. Warum? Weil wir den Krieg hatten, und der Krieg war sehr effektiv in dem Sinn, dass er die Enteignung des früheren sozialistischen Besitzes und die Aufgabe von Titos Selbstverwaltungsprinzip ermöglichte. Bei Ihnen gibt es privates und staatliches Eigentum. Wir hatten soziales: Theater, Eisenbahn, Krankenhäuser und die Trottoirs.“

Ich hatte sie gefragt, wie sich die Melodie Belgrads in den letzten 40 Jahren verändert hat. Mir war Bogdan Bogdanović eingefallen – der berühmte Architekt, Essayist, zeitweilige Bürgermeister Belgrads. Eines seiner seltsamen, sprechenden Denkmäler – wie kalt dagegen alle Entwürfe der letzten Jahre, die ich aus Deutschland kenne – habe ich mir auf dem alten jüdischen Friedhof südöstlich vom Stadtzentrum angeschaut. Heute lebt er wie Marković in Wien. Von ihm stammt die Idee, jede Stadt sei ein „komplexes metaphorisches System, eingewebt in die tiefste Bewußtseinsstruktur des zivilisierten Menschen.“ Vom Gesicht der Stadt, zum Beispiel den Ruinen von 1999, die für die Touristen stehen gelassen wurden und zwischen denen die riesigen Werbeplakate mit halbnackten Frauen wie obszöne, bunte Pilze wuchern, muss man also auf die Gesellschaft schließen können, oder? „Wenn man nichts mehr hat, dann verkauft man Grund und Boden. Und das ist die Geschichte des Krieges, der ein Krieg um ‚Platz‘ war. Die neue Klasse, die mit dem Krieg kam, hat das soziale Eigentum enteignet und baut nun überall. Es gibt die Unterordnung des Patriotismus unter den Erfolg. Es ist mehr als Korruption. Es ist eine Denkweise.“

WIEN „Ein paar Jahre Embargo, ziemliche Armut.“ Wir sitzen schon eine Stunde in der Gumpendorfer Straße 10 auf den käuflichen Möbeln im Retro-Stil. Barphil, bibliophil, audiophil, cinephil und altabergutphil will man in diesem in der Tat

sympathischen, wohl sortierten Laden sein, dessen Homepage Geburtstage der MitarbeiterInnen (die Älteste ist 44) ebenso ankündigt wie Lesungstermine. „Wow, eine Millionen Dinar, jetzt gehe ich eine Schokolade kaufen. Da waren wir 18. Zwei Jahre später die Bombardierung. Noch verzweifelter, noch weniger Aussicht, keine Jobs im Land, man durfte auch nicht raus.“ Der Untergang des Mittelstandes sei damals, als der Ausnahmezustand vorbei war, die Situation aber nur schlimmer wurde, besiegelt gewesen.

In *Ausgehen* drehen sich alle Konflikte um das Aussehen, das Mittanzen. Aber hinter jedem ästhetischen Konflikt, könnten Apologeten der Pop- und Rave-Kultur in Aneignung der Theorien Pierre Bourdieus sagen, steckt ein politisches Problem. „Plötzlich entstehen diese unsympathischen Beschäftigungen wie PR, diese Zwischenberufe, in denen man nichts Eigenes macht. Und alles dreht sich ums Geld. Es ist ein bisschen wie in Russland: Einer Schicht geht es gut, die haben diese modernen Berufe. Aber es gibt auch unsere Eltern, die immer noch arm sind. Man muss kämpfen, um an der Oberfläche zu bleiben.“

BELGRAD Silicon Valley wird die Strahinjica Bana Street genannt, die ihren Namen den weiblichen Fabelwesen verdankt, die vor den Cafés und Bars über das Pflaster staksen. Pavićević, die von jüngeren Kolleginnen schon einmal dorthin mitgenommen wird, kann man sich in dieser Umgebung schwer vorstellen. „Jeder Jeep in Belgrad erinnert mich an die Panzer. Das ist auch eine Macho-Kultur. Diese Männer: schwarze Fenster, er spricht in sein Handy, oft sitzt neben ihm eine hübsche, blonde Dame. Sie arbeiten in der Company einer Company, in der Marketingabteilung einer Marketingabteilung von ich weiß nicht was.“ Der Staat importiere alles. „Und seine Politiker denken, sie wären unabhängig.“ Dazu komme die mit den UN eingezogene „Do-your-job“-Mentalität.

Noch nie hat mich eine Stadt so angezogen, nie kam ich so leicht mit Menschen in Gespräche, die sofort über Small talk hinaus gehen. Der Serbe aus Sarajevo auf dem Weg vom Flughafen ins Zentrum. Acht Tage im Monat arbeitet er als Krankenpfleger in Deutschland, wo eine 70jährige Patientin von ihm wissen wollte: „Warum sind die Serben ein so kriegerisches Volk?“ Er fragte zurück, ob „die Serben“ ein einziges Mal vor den Toren Berlins standen. Die kleine, energische Frau mit elegantem Strohhut in einem der klappernden Autobusse, die mich zwar ebenso zuverlässig wie das Mädchen nachts hinter dem Bahnhof in

die falsche Richtung schickt (Stadtpläne lesen scheint nicht die Stärke der Belgrader zu sein, meine ist es auch nicht), aber von ihren Reisen quer durch Deutschland erzählt und mir ihr Büro beim serbischen Elektrizitätsversorger zeigt. Und der Junge im Internet-Café am Slavija-Kreisel, der Piccadilly Circus Belgrads. Auf drei Sprachen schreibt er mir seinen Namen auf und malt ein Herz darunter, das ich mit nach Deutschland nehmen soll.

Ist dieser Lebensstil, diese Sache mit den Enteignungen eine der Kontaminationen, gegen die sie mit ihren Leuten arbeitet? „Ja, weil es zu einer Kultur wird. Wenn du Löcher in der Straße hast anstelle von Asphalt, und du löst dieses Problem, indem du einen Jeep kaufst, ist etwas extrem falsch mit dir. Bitte, repariere die Straßen und lass die Leute in normalen Autos fahren. Ich kann Ihnen erklären, was der Kosovo ist: Dieser Mann bringt seine neue Kultur mit, und er versteht Sie nicht mehr.“

WIEN In einer Straßenzeitung lese ich auf dem Hinweg zum Interview eine Umfrage zur Asylpolitik Österreichs. Ein 57jähriger beklagt, dass die falschen Leute kämen, nur die Schlechten, die Guten nicht. In einem Nebensatz erwähnt Marković, dass sie nicht arbeiten dürfe, es darum schwer sei, Geld zu verdienen. Es sei seltsam, sich als Mensch zweiter Klasse zu fühlen.

In *Ausgehen* gibt es eine Szene, in der die Clubber mit Grausen an Belgrads Wohnzimmer denken. Seinen Augen und Ohren könne man da nicht trauen. „Ich weiß nicht, was in diesen Jahren mit den Leuten, mit meinen Eltern, passiert ist. Aber sie können nicht über Kroaten, über Schwule, über Schuld reden. Und wenn sie reden, wäre mir lieber, sie würden nicht reden. Das ist einer der Gründe, warum ich nicht nach Belgrad zurück möchte.“ Kein Generationenkonflikt, denn die Konfliktlinie verläuft innerhalb aller Generationen und quer durch alle sechs Ethnien, alle drei Religionen des früheren Jugoslawien.

Die kroatische Journalistin und Autorin Slavenka Drakulić beschreibt in ihrem Bericht über Den Haag „Keiner war dabei“, wie die Großeltern der jungen Veteranen von heute nach den Verbrechen des Zweiten Weltkriegs geschwiegen haben. Sie denkt darüber nach, dass ihre Generation, die Eltern, das politische Vakuum nach Titos Tod und dann nach 1989 nicht zu füllen wussten, so dass Kinder und Enkel einen Krieg führen mussten, mit dem sie eigentlich nichts zu tun hatten. Und nach 1999 wieder Schweigen und Lügen, das in den kroatischen, serbischen, bosnischen Schulbüchern zementiert wird. Interessant, meint

Marković. „Allerdings geht diese These davon aus, dass die Ursachen für die Kriege im Inneren liegen. Es gibt auch äußere. Die haben mit dem ganzen Europa, der EU-Bildung, dem Bedürfnis nach wirtschaftlicher Stärke zu tun.“

Einmal sei sie auf einem Podium mit Pavićević aneinandergeraten, weil ihr die Runde wie eine dieser Pseudo-Diskussionen an der Universität vorkam, in denen jeder seine Meinung sagt. Ohne Begründung, ohne Wirkung. „Wir werden nie wissen, wie es wirklich war, das waren jahrelang meine Gedanken und das nennt Borka vermutlich apolitisch und wirft es mir vor.“ Als sie im Verlag Rende gearbeitet habe, waren ihre beiden Chefs schockiert von ihrer Resignation. „Sie waren viel selbstbewusster, weil sie eine Vergangenheit mit Kultur hatten, weil sie an etwas anknüpfen konnten. Sie kannten eine Zeit, in der es noch bergauf ging, konnten also vergleichen.“

BELGRAD „Jedes Mal, wenn ich diese Kühlschränke auf der Straße sehe ... Haben Sie gesehen, wie sie den öffentlichen Raum mit Bäumen, Blumen und Kühlschränken füllen, wie die Straßen mit Autos zugestellt werden, weil keine Bank, keine Agentur teure Garagen für ihre Kunden baut? Das ist dein Platz! Ich erinnere mich an Belgrad ohne Autos auf dem Bürgersteig. Das ist meine Chance.“ Barbara Marković verstehe sie sehr gut, ihre Umstände seien andere. Pavićević steht auf und zieht einen Band der Zeitschrift Pro Femina aus dem Regal, um mir Fotos der „Women Activists' Cross-Border Action“ von 2002 zu zeigen. Aber sie erinnere sich auch an einen Satz von Michail Bulgakov: „Emigration ist der Traum vom Leben nach dem Tod.“

Ob sie immer noch davon überzeugt sei, dass Kunst und Künstler die Gesellschaft verändern können? „Wenn es diesen Leuten möglich ist, die Kultur so sehr zu verändern, dann muss es auch vice versa möglich sein. Man sollte nicht warten. Niemand gibt dir irgendetwas. Du musst es dir nehmen.“

WIEN Unter den U-Bahnbögen am Lerchenfeldergürtel reihen sich die Szenekneipen, während auf der Straßenseite gegenüber billige Strip-Lokale blinken. Im Rhiz hat Barbi Marković mit Mascha Dabić eine Lesung. Fritz Ostermayer vom Radiosender FM 4, den sie ihren Entdecker nennt, legt anschließend auf und kündigt sie als Konzeptkünstlerin an. Als Publikumsbeschimpfung ergießt sich der serbische Bernhard-Remix über das hippe Wiener Publikum. Bei diesem Tempo können sich weder Witz noch Ernst

des Textes entfalten, platt gewalzt vom Gestus des Nachlässigen. Sympathisch, aber auch schade. Und die Wiener? Sie bleiben selbst bei der von Marković gefürchteten „homophoben Stelle“ freundlich apathisch und fordern am Ende die Zugabe.

BELGRAD Im CZKD hat am Abend der *Serbische Faust* (Text: Tanja Simć-Berclaz; Konzept: Boris Bakal/Katarina Pejović) Premiere. Anspielend auf Slobodan Šnajders Stück *Kroatischer Faust* eine Selbstverständigung die Funktion des Theaters in der Gegenwart, wie mir eine Mitarbeiterin erklärt. Offenbar illustre Gäste aus Kunst und Politik (eine Tautologie an diesem Ort) diskutieren anschließend so hitzig, dass Einzelne immer wieder zum Rauchen in den Innenhof stürmen müssen. Ohne dass ich ein Wort verstehe, bekomme ich eine Ahnung davon, wie Kulturveranstaltungen sein können, wenn es den Beteiligten wirklich um etwas geht.

Gegen 23 Uhr werde ich am Slavija-Kreisel zum Clubbing abgeholt. Ich werde mit einem Serben, einem Kroaten und einem Bosnier im „Reka“ an der Grenze zwischen Zemun und Neu-Belgrad Corba löffeln und zu ABBA, zu serbischen, kroatischen und Roma-Liedern tanzen. Die drei werden mir das Hotel Jugoslavija zeigen, das einzige von drei Luxushotels, das keiner ausländischen Kette gehörte. Seit 1999 eine Ruine. Ich werde hören, dass Milošević die 19jährigen Anführer der Studentenproteste auf Listen setzte und an die Front schickte und einer von ihnen darum Jahre in London verbrachte. Ich werde von einem anderen der Freunde hören, dass er im gleichen Alter im Krieg war und nie vorher, nie nachher im Positiven wie im Negativen einen vergleichbaren Raum der Anarchie erlebt habe. Im Morgengrauen werde ich aus dem „Sound“, eine der schwimmenden Techno-Diskotheiken am Ufer der Save, auf die einzige Brücke blicken, die von den Deutschen nach 1941 in Belgrad gebaut und nicht zerstört wurde. Ich werde an den Satz von Richard Burns denken, werde nicht abreisen wollen und mich fragen: Ist das Belgrader Zen?